

Bestellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blu-
menau, São Bento,
Badenfurt, Brusque,
Desterro, Hammonia,
Itoupava, Timbó u.
Santa Izabella.

Der Christenbote

Monatsblatt

Der Christenbote er-
scheint Anfang jeden
Monats und kostet
jährlich 18000.

Der Bezugspreis ist
an die betreffenden
Pfarrämter zu
entrichten.

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

5. Jahrgang.

Blumenau, im Juni 1912.

Nr. 6.

Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm.

1. Johannis 4, 16.

Vor einer Reihe von Jahren besuchte der Verfasser der nachfolgenden Zeilen eine große Volksversammlung. Der Hauptredner war ein zur Sozialdemokratie übergetretener ehemaliger Pfarrer. Glaubensfragen sollten erörtert werden. Und es dauerte nicht lange, da fing man an zu streiten. Gibt es einen Gott oder gibt es keinen? Es ging gleich sehr leidenschaftlich zu. Nicht nur die einzelnen Redner, der ganze Saal beteiligte sich auf das lebhafteste. Zurufe erschollen von allen Seiten. Für den stillen Beobachter war es ein guter Beweis, daß es einen Gott gibt. Um einer nichtigen, längst abgetanen Sache willen, wären die Leute nicht in solche Erregung geraten. Aber was ist denn das „Gott“ und was soll man sich darunter denken und vorstellen? Auch darüber wurde damals heftig gestritten. Mit dem Ton, daß nun jedes weitere Fragen abgeschnitten und die Sache erledigt wäre, rief jemand aus einer Ecke: „Gott ist die Natur.“ Das kann man öfter hören. In der Bibel steht es ja nicht. Aber in vielen sogenannten naturwissenschaftlichen Büchern ist es zu lesen. Ist es aber richtig? Das wollen wir uns einmal ruhig überlegen. Einen Christen befriedigt ja diese Antwort nicht. Aber wenn man es mit einem Gegner zu tun hat, der eine andere Meinung hat, als man selbst, ist es nie gut, stürmisch gleich auf ihn loszugehen. Es gibt doch nicht nur Wahres und Falsches. Wäre es so, hätten wir es im Leben viel einfacher. Sehr vieles ist nur zur Hälfte wahr oder ist noch nicht die ganze Wahrheit. Unser Christenglaube ist es doch auch, daß Gott in der Natur sich offenbart, daß er in der Natur waltet und wirkt. Naturkräfte und Gotteskraft sind für einen Christen keine Gegensätze. Wir glauben sogar, alles, was in der Natur geschieht, hat unsern Gott zum Urheber. Ohne ihn fällt kein Sperling vom Dache, ohne ihn wächst keine Blüte auf dem Felde. Und wenn der Herr seinen Odem zurückzieht, hört alles Leben auf. Auch die Bahn der Gestirne hat er in seiner Gewalt. Alle Naturkräfte sind Gotteskräfte. Kann man da nicht sagen: „Die Natur ist Gott?“ Wenn wir vorsichtig sind, und uns nicht zu falschen Schlüssen fortreißen lassen, können wir es ruhig tun. Die Bibel redet vielfach von Gott, wo wir gewöhnlich von Natur sprechen. Wir sehen darin meistens nur einen natürlichen Vorgang, wenn die Sonne aufgeht. Die Bibel sagt: „Gott läßt die Sonne aufgehen.“ Diese Ausdrucksweise „Er läßt dies oder jenes geschehen“ erlaubt uns nun, einen tieferen Einblick zu tun in die biblische Auffassung. Gott ist doch nicht nur Natur. Er ist mehr, er ist ihr Herr. Was bloß in der Natur geschieht, geschieht blindlings. Die Natur handelt nicht, sondern führt nur Befehle aus. Sie fühlt und empfindet dabei nichts. Sie ist mitteilungslos. Und zu einem Gotte, der nur Natur wäre, könnte niemand beten und wir Menschen müßten alle unsere Gefühle in unserer Brust bekämpfen, alle Wünsche und Hoffnungen niederschlagen. Glückselig könnten wir nicht sein, aber unglücklich dürften wir nicht sein. Es wäre die größte Torheit überhaupt, auch nur nach dem leisesten Glücksgefühl zu streben, wenn Gott nicht die Natur unter sich hätte und mehr wäre. „Er ist die Liebe.“ Das ist das Höchste was man von ihm aussagen kann. Darin liegt das ganze Glück die ganze Seligkeit der Menschen beschlossen, die die Liebe Gottes atmen. „Gott ist die Liebe.“ Das macht uns frei und fröhlich. Wir Menschen dürfen wünschen,

dürfen hoffen, können fühlen und selbst wieder lieben. Wem es ernst ist mit der Nächstenliebe, kann ohne Gott nicht auskommen und hängt sich an ihn, mit allen Fasern seines Herzens. Und diese Liebeskraft hält beide unzertrennbar bis in alle Ewigkeit zusammen. Das ist eine ganz andere Kraft als eine Naturkraft. Dort ziehen sich die Körper zusammen, stoßen sich aber ebenso wieder auseinander. Auch das festeste Band aus Stahl kann wieder zerbrechen. Ein Felsen aus Granit kann gesprengt werden. In der Natur hat nichts Bestand, alles ist ständigem Wechsel unterworfen. Etwas Festes gibt es nicht. Aber — „wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

Das Christentum in Japan.

Welches sind zur Zeit die Aussichten des Christentums in Japan, wo sich während des russischen Krieges eine Reihe namhafter Führer in Heer und Flotte zum christlichen Glauben bekannten? Man kann im allgemeinen sagen, daß die Erwartungen und Hoffnungen, die noch vor einigen Jahren gehegt wurden, nicht ganz in Erfüllung gegangen sind. Man fängt in dem siegreichen Lande wieder an, die Türen gegen die Einflüsse von Europa und Amerika zu verschließen. So wird wenigstens der äußeren Ausbreitung des Christentums Abbruch getan. Einen lehrreichen Einblick gewährt in die Verhältnisse ein Rundschreiben des Ministers des Innern in Japan, Tokonami, an die gesamte Presse des Landes. Hierin kündigt er die Absicht der Regierung an, die drei Religionen Japans, den Schintoismus, den Buddhismus und das Christentum in engen Beziehungen zu dem Staat und zu einander zu bringen. Durch die Annäherung soll sich eine wirksame Unterstützung des Staates durch die Religion ergeben, eine Unterstützung, die der Minister als dringend erforderlich bezeichnet. Es heißt da: „Um eine Annäherung der drei Religionen herbeizuführen, ist es notwendig, die Religion inniger mit dem Staate zu verbinden, um ihr erhöhte Würde zu verleihen und so dem Volke die Notwendigkeit einzuprägen, den religiösen Angelegenheiten größte Bedeutung beizumessen. Die Kultur der nationalen Ethik kann durch eine mit der Religion verbundene Erziehung vervollkommen werden. Gegenwärtig werden die Morallehren durch Erziehung allein beigebracht, aber es ist unmöglich, schöne, gute und rechte Ideen in die Köpfe zu pflanzen, wenn das Volk nicht in Verührung mit den Grundbegriffen kommt, die als Gott, Buddha und Himmel in den Religionen gelehrt werden. Es ist daher notwendig, daß Erziehung und Religion Hand in Hand gehen, um die Grundlage der nationalen Ethik aufzubauen. Und es ist daher wünschenswert, daß ein Weg gefunden werde, daß Erziehung und Religion in engen Beziehungen zu einander gebracht würden, damit es ihnen ermöglicht wird, die nationale Wohlfahrt zu fördern. Alle Religionen stimmen in ihren Grundsätzen überein, aber die Moralauffassungen von heutzutage sind nach Zeit und Ort und nach den verschiedenen Anschauungen verschieden. Diese Auffassungen sind in ständiger Entwicklung begriffen. Für den Schintoismus und den Buddhismus ist es notwendig, die Blicke zu den westlichen Ländern zu wenden. Das Christentum in Japan sollte auch aus dem engen Kreise heraus, in den es eingebannt ist, und versuchen, sich dem nationalen Gefühle und den Landesitten anzupassen, damit es größeres leisten kann.“

Erfreulich an dieser Erklärung ist eigentlich nur die Einsicht, daß sich durch bloße Morallehre nichts erreichen läßt. Das ist richtig, ohne Religion hat der Mensch keinen festen Halt

ihm auch der Trieb und die Kraft zum sittlichen Handeln. u begrüßen ist auch die Absicht der Regierung, den religiösen in n im Volke zu wecken, ob aber die beabsichtigten Mittel weckend sind, muß man sehr bezweifeln. Das Rundschreiben läßt erkennen, daß es einen Staatsmann zum Verfasser hat, der das Wohl des Staates im Auge hat. Aber staatsmännisch ist es darum doch nicht. Denn es zeigt wenig Sachkenntnis und rechnet gar nicht mit den vorhandenen Schwierigkeiten. Sehr merkwürdig ist der Standpunkt, daß die Religionen alle einen Standpunkt hätten, nur die Moral wäre je nachdem verschieden. Für gewöhnlich hat man anders, geradezu entgegengesetzt geurteilt. Darauf haben sich ja immer die Freunde des bloßen Moralunterrichtes berufen, offenbar mit größerem Recht. Denn die Verschiedenheit in den sittlichen Begriffen kommt erst durch die mannigfache religiöse Begründung zu Stande. Worin soll nun aber die Annäherung von Schintoismus, Buddhismus und Christentum bestehen, wenn alle drei Religionen nicht ihr Wesen aufgeben wollen. Der Schintoismus ist der altjapanische Glaube, kennt viele Götter und verehrt unzählige Geister und die verstorbenen Ahnen, zollt dem Kaiser göttliche Ehren. Der Buddhismus ist von Indien über China nach Japan gekommen. Er leugnet einen Gott überhaupt. Dadurch, daß der Stifter dieses seltsamen Glaubens selbst wieder vergöttlicht wurde, ist ja der Unterschied vom alten Volksglauben nicht so groß und hier die Brücke geschlagen. So sind denn tatsächlich schon Schintoismus und Buddhismus, so verschieden sie im Grunde sind, in Wirklichkeit nicht rein geschieden. Dieselben Japaner besuchen vielfach heute einen Schinto- morgen einen Buddhatempel. Aber unmöglich kann das Christentum sich auf eine solche Annäherung einlassen, ohne seine Eigenart preiszugeben und dadurch alle erneuernde Kraft im japanischen Volksleben zu verlieren. Wer also zuerst in der Anerkennung des Christentums als einer von drei Staatsreligionen einen großen Fortschritt sah, wird jetzt merken, das Rundschreiben ist nicht christlich, sondern in Schinto-Buddhageist gedacht. Das Christentum steht in Gefahr, daß ihm Fesseln umgelegt werden, es an seiner freien Wirkung zu behindern. Mit dem japanischen Nationalgefühl kann es sich schon vereinen und hat es sich schon verbunden. Davon hat es in jenem blutigen Kriege schon rühmlich Zeugnis abgelegt. Dem Schintoismus und Buddhismus kann es aber unmöglich die Hand zum Ausgleich der Gegensätze reichen. Ebenso können auch diese beiden Religionen nichts von ihm lernen ohne zuvor fogut wie alles, was sie lehren, zu verlieren. Die Mahnung des Ministers an die alten heimischen Religionen, die Blicke nach den westlichen Ländern zu richten, können diese gar nicht befolgen. Sie ist vielleicht auch gar nicht ernstlich gemeint, sondern es sind nur Worte, die internationale öffentliche Meinung irre zu führen. So heißt es denn auch vielfach, daß die japanische Regierung im Gegensatz zu dem obenabgedruckten Rundschreiben den alten Schintoglauben begünstige, die alten zerfallenen Schintotempel wieder aufbauen lasse und namentlich den schintoistischen Kaiserkult wieder pflege. Anstatt des Christentums, wie man noch vor wenigen Jahren glaubte, hat dieser die beste Aussicht die Hauptreligion des neuen Japans zu werden. Das Christentum hat also in Japan mit einem ähnlichen Nebenbuhler zu tun, wie seiner Zeit im alten römischen Reich. Damals bemühte man sich auch in dem Religionsgewirr den Kaiserkult zur obersten Staatsreligion zu erheben und versuchte auch die Christen, indem man ihnen sonst ihre Eigentümlichkeit ließ, dazu zu zwingen dem lebenden Kaiser zu opfern. Damals ist die Ausbreitung des Christentums durch solche Regierungsmaßnahmen nicht gehindert worden. So wird es auch jetzt sein. Der endgiltige Sieg unsers Glaubens liegt in der Hand des Höchsten.

Christentum und Sozialdemokratie.

Von Wilhelm Lange.

„Ein Christ kann kein Sozialdemokrat sein.“ „Die Sozialdemokratie ist der größte Feind des Christentums.“ Das sind zwei Sätze, die man oft genug gedruckt lesen kann und die wir vielleicht schon manchmal nachgesprochen haben. Sind aber diese und ähnliche Aussprüche wirklich berechtigt? Können sie einer gewissenhaften Prüfung standhalten? Ohne große Mühe ließe sich freilich eine lange Reihe bitterböser und gehässiger Worte zusammenstellen, die von den Führern der Sozialdemokratie gegen die christliche Religion in Versammlungen gesprochen oder in den Zeitungen geschrieben worden sind. Aber auch aus anderen, durchaus nicht sozialdemokratischen Kreisen lassen sich ähnliche

Blütenlesen der Christusfeindlichkeit sammeln. Was wir in unsern deutschen Kolonien Brasiliens über die Sozialdemokraten hören und lesen, bezieht sich fast ausschließlich auf die deutschen Sozialdemokraten, bei denen unsre beiden Anfangssätze bis zu einem gewissen Grade leider (!) berechtigt sind. Ein wesentlich andres Gesicht aber bekommt die Sache, wenn wir auf außerdeutsche Verhältnisse blicken. In den verschiedensten Ländern suchen sich die Sozialdemokraten in steigendem Maße der christlichen Kirche wieder zu nähern.

In der Schweiz z. B. sind mehrfach mit Hilfe der Sozialdemokraten gegen die Stimmen der Konservativen und Liberalen positiv-gläubige Pfarrer gewählt worden. In Zürich wählten die Sozialdemokraten einen solchen statt eines ausgesprochen sozialdemokratischen Pfarrers mit der Erklärung: „Wir wollen einen Pfarrer, aber nicht einen Parteiführer.“ Ein sozialdemokratischer Lehrer gab eine Predigtsammlung heraus unter dem Titel: „Wir zeugen von dem Lebendigen Gott“. Es sind Predigten von entschieden sozial gesinnten Pfarrern, von denen mehrere eingeschriebene Mitglieder der sozialdemokratischen Partei sind.

In Nordamerika hat sich eine „Christlich-sozialistische Gemeinschaft“ gebildet, die eine Zeitung, „Christlicher Sozialist“, herausgibt. Sie wollen „Jesu Geist und Willen mit praktischem Sozialismus vereinigen.“ In ihren Kreisen herrscht eine brüderliche Begeisterung, die an die erste Christengemeinde zu Jerusalem erinnert.

In Frankreich wurde die Bewegung ins Leben gerufen durch den Großindustriellen Fallat, der später Pfarrer wurde; andre setzten sein Werk fort. Im Frühjahr 1910 wurde in Besançon ein „internationaler Kongreß für soziales Christentum“ abgehalten, der im nächsten Jahre in Basel wiederholt werden soll, um auch den deutschen Sozialdemokraten zu zeigen, daß „Christentum und Sozialdemokratie keine Gegensätze sind.“

Besonders deutlich tritt die Bewegung in England zu tage; hochgestellte Geistliche, selbst Bischöfe stehen in der ersten Reihe derselben. Der Pfarrer am City Temple in London wollte den Sozialismus bekämpfen und wurde darüber selbst ein Anhänger desselben und Mitglied der sozialistischen Arbeiterpartei. Unter seine Kanzel sammeln sich allsonntäglich Christen, Juden, Heiden, Protestanten und Katholiken, Gläubige und Arbeiter, Reiche und Proletarier, Politiker, Arbeiterführer und Anarchisten. Andere üben nicht weniger Einfluß aus. Die verschiedenen Bestrebungen sind zusammengefaßt unter der Bezeichnung der Bruderschaften. In ihren Sonntagsversammlungen ist jeder willkommen, der für das geistige, sittliche und materielle Wohl arbeiten will. Als Redner treten Mitglieder der verschiedenen Religionsgemeinschaften und Berufsstände auf; Parlamentsmitglieder, Juristen, Ärzte, Vertreterinnen der Frauenbewegung, Arbeiter usw.

Diese Bruderschaften unternehmen seit dem Jahre 1908 Züge nach dem europäischen Festland in der Absicht, „die Vorurteile der festländischen Arbeitermassen gegen das Christentum zu brechen, indem wir den Brüdern da drüben sagen, was die Bewegung in England vollbracht hat, und wie sie die Sozialdemokratie mit den Grundsätzen des Christentums durchdrungen und ihr dadurch die nötige Kraft gegeben hat.“ Zuerst wurde Paris, dann Brüssel und andre Städte besucht. Am Pfingstmontag 1910 kamen 300 englische „Genossen“ unter Führung des Sozialisten Keir Hardie nach Lille. Im Zuge, an dessen Spitze eine aus lauter Temperenzlern bestehende Musikkapelle schritt, wurden mächtige Inschriften getragen, wie: „Wir vertreten 600 Arbeiter, die Jesum verehren.“ „Gott ist unser Vater, alle Menschen Brüder.“ Die Versammlung war überfüllt. Für 6000 Menschen, die keinen Platz mehr fanden, mußte im Freien eine Versammlung gehalten werden. Hier predigte Keir Hardie, der Führer der englischen Arbeiterpartei, den französischen meist freidenkerischen und atheistischen Arbeitern von Jesus, von dem er den stärksten Antrieb zu seiner Arbeit für das Volk bekommen habe. Und als er schloß, da klatschten diese unfröhlichen Leute begeistert Beifall. Am Ausgang wurde das Evangelium Matthäi unter die Arbeiter verteilt.

So wird in diesen Bruderschaften das Religiöse mit dem Sozialen verbunden. Es wird deutlich betont, daß jeder Einzelne der Erlösung und vollen Sinnesänderung bedarf, damit ihn Gottes Geist erfüllen könne. Daneben aber wird aufgefodert zum Kampfe gegen alles außer uns, was dem Willen Gottes widerspricht, gegen alle Falschheit, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Grausamkeit und Not. Bei einer solchen Versammlung christlicher Sozialdemokraten rief der Redner den Arbeitern die Worte zu: „Ich möchte zu denen unter Ihnen, die Mitglieder von christlichen Kirchen sind, sagen: Lassen Sie sich nicht aus ihnen

vertreiben; bleiben sie drinnen und machen Sie die Kirche Christlicher, als sie bis jetzt gewesen ist. Diejenigen unter ihnen aber, die außerhalb der christlichen Kirche stehen, sollen versuchen, Nachfolger Christi, wenn nicht dem Namen und Bekenntnis nach, so doch durch die Tat zu sein. So, meine Genossen und Freunde, wollen wir in gemeinsamer Arbeit, sei's in, sei's außer der christlichen Kirche, ihm dienen, der uns geliebt hat, und uns so sehr geliebt hat, daß er sein Leben für uns gab."

In der ganzen angelsächsischen Welt sind diese Bruderschaften heute schon verbreitet. Am dritten Sonntag im März haben sie eine Art Allianztag. Da erklingt nachmittags 4 Uhr in allen Bruderschaften in ganz Großbritannien, Kanada, Vereinigten Staaten, Australien, Neuseeland, Südafrika, Westafrika, Indien und China das gleiche Lied, dessen erster Vers lautet:

Die Flagge fliehet, sie flatter frei
Zum Meer, zum Himmel, hoch und weit!
Im Kreuz allein ist unser Ruhm,
Wir hoffen nur auf Jesum Christ!

Aus dem Gesagten wird klar sein, daß der Satz: „Die Sozialdemokratie ist der größte Feind des Christentums“ in dieser allgemeinen Fassung grundfalsch ist. Die Einwendung: „Ja, aber die deutschen Sozialdemokraten sind eben anders“ ist leider berechtigt. Aber warum sind sie anders? oder warum haben die ausländischen Sozialdemokraten eine so viel freundlichere Stellung zu Christentum und Kirche als die deutschen? Ob nicht der Grund auch teilweise darin zu suchen ist, daß dort die Christen und die Kirchen anders sind und nicht jeden Sozialdemokraten ohne weiteres für einen schlechten Christen und schlechten Menschen ansehen? Es ist nicht unsere Aufgabe zu richten, denn „Wer zu seinem Nächsten saget du Narr! (nämlich auf religiösem Gebiete, also gleichbedeutend mit du Gottloser!), der ist des höllischen Feuers schuldig!“ Wie viel fehlt uns an der weitherzigen Liebe Jesu, der, sich über die kirchlichen Vorurteile seiner Zeit hinwegsetzend, mit den „Zöllnern und Sündern“ verkehrte. Der beste Weg, um die dem Christentum und der Kirche verloren Gegangenen wieder zu gewinnen, ist persönliche Liebe und Hingabe.

Stoffverteilungsplan für den Religionsunterricht nach dem Religionsbuch von Armstropp.

Fortsetzung.

Das Memorieren der Reihenfolge der biblischen Bücher ist unnötig und schwierig. Es genügt, wenn die Kinder wissen, was ein Prophet, ein Evangelium und eine Epistel ist und einige nennen können. Das Auffuchen von Bibelstellen geschieht mit Hilfe des Registers.

III. Die Aufnahme einiger ausgewählter Abschnitte aus der Kirchengeschichte in dem Armstroppischen Buche ist mit großer Freude zu begrüßen. Aus Furcht, daß der Stoff des letzten Schuljahres zu umfangreich werden könnte, soll die Lektüre dieses Abschnittes den Schülern verbleiben, ihnen aber um so dringender empfohlen werden. Um die Zeit des Reformationsfestes wird das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ gelernt. An der Hand dieses Liedes wird von der Reformation gesprochen. Zur Erweiterung und Ergänzung des vom Lehrer Gebotenen können die entsprechenden Abschnitte aus der Kirchengeschichte herangezogen werden.

IV. Der Katechismus wird wiederholt und durch die noch fehlenden Teile des 3.—5. Hauptstückes ergänzt.

V. Das Kirchenlied.

Jesu, geh' voran (ganz).

Nun laßt uns gehn und treten (Verse nach Auswahl).

Wachet auf, ruft uns die Stimme (ganz).

Wie groß ist des Allmächtigen Güte (Strophe 1, 2, 6).

Was Gott tut, das ist wohlgetan (Strophe 1, 2, 4, 6).

Mir nach, spricht Christus, unser Held (Strophe 1, 2, 6, 7).

Ein feste Burg ist unser Gott (ganz).

Die schönen Perlen der neueren religiösen Lyrik werden in der Gesangstunde eingeübt. Auch da sollen alle eingeübten Lieder auswendig gesungen werden. Es gehören dazu: Ich bete an die Macht der Liebe.

Laßt mich gehn.

Harre, meine Seele.

Wo findet die Seele die Heimat u. a.

B.

Aus D. M. Luthers Briefen.

7. Fortsetzung.

In vielen evangelischen Häusern, Schulen und Kirchen hängt neben dem Bilde Luthers das Bild Melancthons, seines Freundes und Mitarbeiters. Wer die Gesichtszüge der beiden Männer mit einander vergleicht, findet wenig Ähnlichkeit. Neben dem kraftvollen Luther ein feines, zartes Gelehrtenantlitz. In der Tat, man kann sich kaum größere Charakterunterschiede denken als den entschlossenen, stürmischen Luther und den bedächtigen, abwägenden Melancthon. Es ist ein Wunder fast zu nennen, daß sich die beiden zu gemeinsamer Arbeit zusammengefanden. Dabei verdankt die Reformation das Meiste der Gemütsstärke des Einen verbunden mit der Verstandesschärfe des Andern. Wie sich da Luther und Melancthon zu einander verhielten, können wir besonders aus Luthers Briefen an seinen Freund ersehen. Es war zur Zeit des Reichstags zu Augsburg 1530 als die Evangelischen mit dem Kaiser verhandelten und Melancthon dabeist den Auftrag hatte die Bekenntnisschrift zu verfassen. Luther selbst war bekanntlich durch Reichsacht und Kirchenbann gehindert, daran an Ort und Stelle selbst teilzunehmen. Aber von der Feste Roßburg aus wurde er durch Briefe über den Gang der Ereignisse unterrichtet. Auch aus der Ferne nahm er betend und ratend Anteil. So heißt es in einem Schreiben an Melancthon vom 27. Juni. . . „Ich habe von Herzen die großen Sorgen, von denen Du, wie Du schreibst, verzehrt wirst. Daß sie Dein Herz so beherrschen, daran ist nicht die Größe der Gefahr, sondern die Größe unsers Unglaubens schuld. Denn dieselbe Gefahr war viel größer für Johannes Huz und viele andere als für uns. Und laß sie so groß sein, so ist der viel größer, der die Sache angefangen hat, sein ist sie und nicht unser. Warum also marterst Du dich fortwährend und ohne einmal aufzuatmen? Ist die Sache falsch, so wollen wir widerrufen; ist sie aber wahr, warum machen wir ihn zum Lügner mit seinen vielen Verheißungen, der uns gebietet ruhig und getrost zu sein? „Wirst, spricht er, „alle deine Sorge auf den Herrn“ (1. Petr. 5, 7) Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen in der Kummer ihres Herzens (Psalm 145, 18). Redet er solche Worte in den Wind, oder wirst er sie wilden Tieren vor?

Ich werde auch oftmals geplagt, aber nicht ohne Aufhören. Es ist Deine weltliche Weisheit, die Dich so quält, nicht die göttliche, wie auch Dein Joachim (Kamerarius, Melancthons Freund) von gleicher Sorge verzehrt zu werden scheint. Als ob Ihr mit Euren unnützen Sorgen irgend etwas ausrichten könntet!

Was kann denn der Teufel mehr tun, denn daß er uns erwürge? Was noch?

Ich beschwöre Dich, der Du in allem sonst so streitbar bist, bekämpfe auch Dich selber, Deinen schlimmsten Feind, der dem Satan so viele Waffen wider Dich darbietet.

Christus ist für die Sünden einmal gestorben, aber für die Gerechtigkeit und Wahrheit wird er nicht sterben sondern lebt und regiert er. Wenn das wahr ist, wozu denn die Angst um die Wahrheit, da er regiert?

Aber, sagst du sie (die Wahrheit) wird durch Gottes Zorn untergehen. Dann laß uns mit untergehen, aber nicht durch uns selber. Der unser Vater geworden ist, wird auch unserer Kinder Vater sein. Ich bete fürwahr fleißig für Dich, aber o weh! Du mit deinen hartnäckigen Sorgen machst meine Gebete zu Schanden. Ich für mein Teil spüre um unsere Sache — ob das Verblendung ist oder des Geistes wanken, weiß Christus — keine große Unruhe, bin vielmehr besserer Hoffnung denn je.“

Es geht aus dem Obigen unzweifelhaft hervor, daß Luther seinem Freunde in seiner Glaubensfreudigkeit voranging. Und doch wenn Melancthon in seiner Bescheidenheit diese Tatsache anerkannte und z. B. auch betreffend der Bekenntnisschrift erklärte, er wäre Luther als Führer gefolgt, so wollte dieser nichts davon wissen. Er stellt sich nicht über seinen Freund, sondern stellt ihn neben sich. So schreibt er am 29. Juni in jener Bekenntnisfrage: An Deinem Briefe mißfällt mir, daß Du schreibst, Ihr wäret in dieser Sache meiner Führung gefolgt. Ich will Euer Führer in dieser Sache weder sein noch heißen. Auch wenn man solche Rede wohl auch unversänglicher deuten möchte, so will ich sie doch nicht leiden. Ist die Sache nicht zugleich und ganz ebenso die Eure? So will ich nicht, daß sie mein heißt und doch Euch aufgebürdet ist. Dann will ich sie auch selber führen, wenn sie denn allein meine Sache ist.“

Luther weiß also die Arbeit Melancthons zu schätzen und will den Ruhm nicht allein für sich haben. Er sieht seine Aufgabe darin, Melancthon zu trösten und aufzurichten. So fährt

er in seinem Schreiben vom 29. Juni fort: „Getröstet habe ich Dich in meinem letzten Briefe; möchten seine Worte belebende Kraft haben. Was kann ich sonst? Du zerquälst Dich, weil Du Ausgang und Ende der Sache nicht mit Händen greifen kannst. Ja, wenn Du's begreifen könntest, so wolle ich mit der ganzen Sache nichts zu tun haben, viel weniger „Führer“ sein. Gott hat sie an einen Ort gestellt, den Du trotz all Deinem Können und Wissen nicht kennst: Er heißt „Glaube“. Da haben alle die Dinge, „die man siehet“ ihren Stand. Wenn einer versucht, diese unsichtbaren Dinge sichtbar und greifbar zu machen, wie Du tust, der empfängt Sorgen und Tränen als der Mühe Lohn, wie es Dir geht. Denn all unser Zureden hilft ja nichts bei Dir. Der Herr hat gesagt, er wolle im Dunkeln wohnen (1. Kön. 8, 12) und hat Finsternis zu seinem Gezelt gemacht (Psalm 18, 12). Wer da will, mach's anders! Hätte Moses sich darauf verstürzt zu begreifen, wie er dem Herrn des Pharao entkommen würde, Israel wäre wohl heute noch in Egyptenland. Gott mehre Dir und uns allen den Glauben! . .

Vielleicht ist dem einen oder dem andern unserer Leser der Gedanke gekommen: Leidet nicht Luther doch an Selbstüberhebung und sind nicht die Mahnungen an Melanchthon für diesen eine Demütigung? Da achte man noch einmal auf den Wunsch. „Gott mehre Dir und uns allen den Glauben!“ Er reicht nicht aus hoherhabener Glaubenshöhe dem christlichen Bruder die Hand, sondern hilft ihm beim gemeinsamen Aufstieg in das schöne Land des Glaubens. Nicht ähnliche Charaktereigenschaften sondern dasselbe Ziel ist es, das die beiden Männer verbindet.

Aus unsern Gemeinden.

Pommerode. am Sonntag, dem 28. April, feierte die Gemeinde Rio Serro vom schönsten Wetter begünstigt die Grundsteinlegung zu einem neuen Kirchen- und Schulgebäude. Das alte Holzhaus, das bisher für Kirchen- und Schulzwecke diente und das bei dem Anwachsen der Gemeinde sich als zu klein erwiesen hat, soll durch einen größeren, würdigeren Bau ersetzt werden.

Die Gemeinde war fast vollzählig erschienen, auch einige Mitglieder aus der Muttergemeinde hatten es sich nicht nehmen lassen trotz der schwierigen Passage über den „Serroberg“ an dem schönen Feste teilzunehmen. Die Feier begann mit einem Gottesdienste in dem alten Kirchen- und Schulgebäude. Herr Pastor Radlach, Badenfurt, hielt die Festpredigt über Matth. 6, 19—21, in der er auf die Bedeutung des geplanten Baues hinwies. Er sei dazu bestimmt, daß darin die ewigen, geistlichen, himmlischen Güter und Schätze gepflegt würden. Nach Beendigung des Gottesdienstes versammelte sich die Gemeinde auf dem dicht hinter dem alten Hause gelegenen Bauplatz, damit jetzt die Grundsteinlegung vollzogen würde. Der Pfarrer Bürger hielt die Liturgie. In seiner Ansprache gab er dem Dank gegen Gott Ausdruck für reichen, bisher erwiesenen Segen und der Bitte um fernere Hülfe und Beistand. Er ermahnte die Gemeinde zur Einigkeit. Das gemeinsame Werk verlange von jedem einzelnen Selbstverleugnung. Der Blick müsse stets auf das Ganze gerichtet sein. Nur so erhielten wir uns die Freude an dem Werk und schafften einen bleibenden Segen für die Gemeinde. Darauf erfolgte nach einem Gesang der Schulkinder die Verlesung der in den Grundstein einzulegenden Urkunde. Mit drei Hammerschlägen wurde hierauf in hergebrachter Weise der Grundstein gelegt. Nach dem Geistlichen traten auch die Mitglieder der Vorstände der Kirchen- und Schulgemeinde, sowie der Baukommission herzu und taten Weihspruch und Hammerschlag. Gebet, Segen und Lied schlossen die schöne Feier; die nach ihrer Beendigung gesammelte Kollekte ergab den Betrag von 40 Mk. Außerdem hatte Herr Pastor Mummelthay der Gemeinde aus einem ihm zur Verfügung stehenden Fonds 50 Mk. gespendet, die durch den Geistlichen dem Kassierer übergeben und mit großer Freude und Dank in Empfang genommen wurden.

Aus der Geschichte der noch jungen Gemeinde, wie sie in der Urkunde verzeichnet ist, sei folgendes berichtet: Im Anfange der 90er Jahre siedelten sich eine Anzahl jüngerer Brüder und Söhne am Rio do Testo wohnhafter pommerischer Kolonisten in dem durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Tal des Rio Serro an. Im Jahre 1899 schlossen sie sich zu einer Kirchen- und Schulgemeinde zusammen, die von 12—15 Mitgliedern am Anfang jetzt auf 56 Mitglieder gewachsen ist. In den ersten Jahren wurde die Gemeinde von dem am Jaraguá wohnhaften lutherischen Geistlichen Herrn Pastor Schlünzen bedient. Im Jahre 1906 schloß sie sich an die vereinigte evangelische Kirchengemeinde Baden-

furt an, deren Geistlicher Herr Pastor Nunte die Mehrzahl ihrer Mitglieder konfirmiert hatte. Bei der im Jahre 1909 zwischen den Gemeinden Badenfurt und Pommerode erfolgten Teilung vereinigte sich mit letzterer auch die Gemeinde Rio Serro, schloß sich auch im Jahre 1911 an den evangelischen Gemeindeverband von Santa Catharina an.

Möge Gott der Herr auch fernerhin mit seiner Gnade und seinem Segen über der Gemeinde walten!

Badenfurt. In den letzten Wochen haben hier wieder einmal christliche Geistliche aus dem Orient für Waisenhäuser und andere Liebeswerke gesammelt. Einer von ihnen kam auch ins Pfarrhaus. Er legte eine Fülle von Beglaubigungsschreiben aus aller Herren Länder vor. Unter anderen hatten auch viele evangelische Geistliche in Rio Grande do Sul ihm Vertrauenszeugnisse ausgestellt. Auch ich wurde um ein solches gebeten, konnte mich aber nicht dazu entschließen und erklärte ihm, ich vermühte unter seinen Papieren eine Hauptsache, die Erlaubnis der Polizei von Blumenau. Trotz dieses Mangels scheint der Erfolg der so verbotenen Bettellei ein großer gewesen zu sein. Wenigstens wiesen die Sammelbücher bereits eine Fülle zum Teil ziemlicher hoher Beträge aus. Ueber diese Opferfreudigkeit jetzt in diesen schlechten Zeiten habe ich mich gefreut. Es liegt mir fern, dieselbe nachträglich zu verleiden. Jede gern gegebene Gabe trägt ja den Segen für den Geber in sich selbst. Doch möchte ich für die Zukunft zu größerer Vorsicht mahnen. Es ist nicht unchristlich, daß man bei seinen Liebesgaben über seine allernächste Umgebung hinausgeht. Bereits der Apostel Paulus hat, wie im neuen Testamente zu lesen ist, in seinen Gemeinden für die armen Christen in Jerusalem Kollekten sammeln lassen. Bei dieser Gelegenheit sehen wir, wie peinlich er darauf bedacht ist, jeden bösen Schein und auch den leisesten Anlaß zu einem schlimmen Gerücht zu vermeiden, daß er sich selbst bereichern wolle. Also solche Vorsicht übte er zur Zeit der ersten christlichen Gemeinden, deren gegenseitige Liebe sonst sprichwörtlich geworden ist. 1. Kor. 16, 1—4. Paulus läßt die Gaben durch Vertrauensleute, die die Korinther sich selber wählen, einsammeln und diese haben sie auch mit Briefen des Apostels versehen selbst abzuliefern. Dies etwas umständliche Verfahren ist auch für uns heutzutage noch vorbildlich. Es sollte auch in unsern Gemeinden so sein, daß alle Liebesgaben vor den Kirchenvorständen und gewählten Kirchencassierern, oder besonders für einen Zweck bestimmten Vertrauensleuten eingesammelt werden. Diese Mühe sollte entweder eine unbezahlte sein oder, wenn dafür eine Entschädigung geleistet wird, muß die Höhe, Belohnung oder Prozentsatz jedem Geber genau bekannt sein; daß er danach seine Gabe bemißt. In dem Falle, der den Anlaß zu dieser Betrachtung bildet, dürfte sicher ein sehr bedeutender Teil der Sammlung durch die Spesen aufgezehrt werden und nur verhältnismäßig wenig den armen Waisen zu Gute kommen. So handelt es sich wenn nicht um eine schädliche, so doch um eine ganz unnütze Bettellei. Zugleich fehlt den Gebern in diesem Falle auch jede Möglichkeit in Erfahrung zu bringen, wie überhaupt sein Geld verwendet worden ist. Der Einzelne kann da nie Erkundigungen einziehen. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich aber wieder die Notwendigkeit eines Gemeindeverbandes. Der Evangelische Gemeindeverband in Santa Catharina hat es sich ja nicht nur zur Aufgabe gestellt, christliche Liebeswerke und Anstalten in unserm Staate ins Leben zu rufen, die über die Kraft der Einzelgemeinde hinausgehen. Auch die Gustav Adolfsarbeit und die Mission will er unterstützen d. h. armen bedrängten evangelischen Gemeinden nicht nur in eigener Mitte, und jungen neu entstehenden christlichen Gemeinden in der Heidenwelt will er helfen. Es ist nun außer Frage, daß der Vorstand eines Gemeindeverbandes alle Gelder, die ihm zur Verfügung gestellt werden, gewissenhaft ihrer Bestimmung nach verwenden wird. Einmal das Vertrauen, das wir zu den von uns selbst gewählten Vertretern haben, sodann die gegenseitige Beaufsichtigung. Das ist kein Mißtrauen, wie man oft meint. Beides zusammen ergibt erst die wahre christliche Bruderliebe. Es sei noch einmal auf den Apostel Paulus verwiesen.

Radlach, Pfarrer.

Die Revolution in China.

Noch einmal: Zur Beurteilung der Revolution.

Von Miss. J. Genähr.

Die Arbeit des hinter uns liegenden Jahres stand unter dem Zeichen der Revolution, ohne Zweifel des größten und folgereichsten Ereignisses des Jahres. Ob die Revolution auch, wie viele meinen, segensreiche Folgen für die Missions- oder

Reichsgottesarbeit in China haben wird, bleibt abzuwarten. Vorläufig sind, wie nicht anders zu erwarten war, der Arbeit des Jahres durch die Revolution und die in ihrem Gefolge auftretende Anarchie viele Hindernisse entstanden. Und das gilt nicht nur von unserem eigenen (dem Rheinischen) Gebiet, sondern überhaupt von aller Missionsarbeit in China. Haben doch die meisten im Inland wohnenden Missionare ihre Arbeit im Stich lassen müssen. So weit ist es zum Glück bei uns noch nicht gekommen, und wir haben darum alle Ursache, dankbar zu sein dafür, daß wir haben Fuß beim Male halten dürfen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß auch wir noch das Feld räumen müssen. Die sie rief, die Geister, wird die Republik China nicht so bald wieder los werden. Jetzt, wo der „Ordnung heilig Band“ zerrissen ist und ein Zustand herbeigeführt worden ist, in dem „rohe Kräfte sinnlos walten“, wird es lange dauern, bis wieder geordnete Zustände eintreten, wo wenigstens wie früher relative Sicherheit des Lebens und des Eigentums und des Rechts überhaupt, auch das in den letzten Monaten und Wochen so sehr verkümmerte Recht der freien Meinungsäußerung, den Einzelnen garantiert wird.

In der öffentlichen Meinung, die vorwiegend durch die Presse repräsentiert wird, hat es sich für jeden, der Augen hat, klar gezeigt, daß gerade die am lauteften schreienden Tageshelden ein größeres Maß äußerer Freiheit selber am wenigsten übertragen können. Sie werden, sobald sie den Erfolg auf ihrer Seite sehen, auch den Machtfelz spüren, alsbald die Tyrannen anderer zu werden und deren Freiheit zu vernichten. So ging es der monarchistischen Partei (Bo Wong Tong); so ging es harmlosen Bürgern, die eine gewisse Anhänglichkeit für den alt-hergebrachten Pops an den Tag legten; so ging es auch verdienstvollen Missionaren wie dem Dr. Timothy Richard, Spurgeon Medhurst (beide Engländer) und Dr. Gilbert Reid (Amerikaner), die zur Besonnenheit mahnten, und den Mut hatten, der „öffentlichen Meinung“ entgegenzutreten. Diese „öffentliche Meinung“, die sich geberdete, als ob sie die Meinung oder der Wille Aller oder der Meisten sei, und durch ihre Führer es verstand, einen großen Sturm in der Welt zu schlagen und dadurch glauben zu machen, sie sei die allgemeine Ansicht, hat bis jetzt wenig Duldung bewiesen, ja sie hat durch einen ihrer ärgsten Schreier, in einer Zeitungsfehde, ihre Gegner, die obengenannten Missionare, daran erinnert, daß sie der „öffentlichen Meinung“, dem „soberänen Volk“ nichts dreinzureden hätten. Es entschlüpfte ihnen sogar die Bemerkung, daß Missionare und Fremde überhaupt in China nur „geduldet“ seien und darum sich vor der öffentlichen Meinung zu beugen hätten. Dieser Schreier ist zwar als »enfant terrible« wohl von seiner eigenen Partei, zum Schweigen gebracht worden. Das unbequeme Wort kann aber, wie das chinesische Sprichwort sagt, selbst von „einem Gespann von vier schnellen Rossen nicht wieder eingeholt werden.“ Und wer bei der allgemeinen Verschrobenheit und Tollheit, die in der „öffentlichen Meinung“ einmal herrscht, sich noch Selbständigkeit des Denkens und der Mächtigkeits bewahrt hat, wird wissen, was er von dem aus Ruder gelangten „Jung-China“ den „vereinigten Staaten der Republik China“ zu erwarten hat, nämlich „Duldung bis wir euch eines Tages die Tür weisen.“ Es ist aber erstaunlich, wie wenige sich in prinzipiellen Gegensatz zu der „öffentlichen Meinung“ zu stellen wagen. Man wird eben von ihr angefeuert, und kommt unvermerkt selbst in Abhängigkeit vom Zeitgeist.

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu meinem Ausgangspunkte zurück. Möge der Fall nicht eintreten, wo auch wir Barmer das Feld zu räumen haben, sondern möge es uns vergönnt bleiben, daß wir in aller Stille unseren Berufspflichten nachgehen und an dem Ausbau der Kirche Christi weiter arbeiten können! Das Fundament dafür ist gelegt und kann, das dürfen wir getrost glauben, auch durch Revolutionsstürme und Umstürzungen nicht wieder umgestoßen werden. Daß aber der Ausbau noch sehr mangelhaft ist und bedauerliche Lücken zeigt, ist für den Tiefblickenden gerade in den letzten Monaten grell zutage getreten. Wie der Christ sich zur Politik zu stellen hat, wissen die wenigsten der chinesischen Christen. Und da auch viele Missionare, besonders amerikanische, sich selber darüber gar nicht im klaren sind, so braucht man sich über den Mangel an Verständnis für diese Frage bei den Christen nicht gerade zu verwundern. Die alte Regierung hat dem chinesischen Volke ja gewiß eine gewisse Berechtigung zur Empörung gegeben, und auch die Christen haben unter dem Mandchu-Regiment schweres leiden müssen. Die christliche Kirche hat aber nicht nur bestanden, sie hat geblüht auch in Zeiten der Verfolgung durch den Staat. Anstatt sich darum mit Politik zu befassen und von

einer veränderten Staatsverfassung alles Heil für das Land, ein goldenes Zeitalter für die Kirche zu erwarten, sollte der Christ eine reservierte Haltung in politischen Angelegenheiten einnehmen. Er sollte sich klar sein darüber, daß das Christentum überhaupt mit politischen Dingen zunächst gar nichts zu tun hat, mit dem Absolutismus, Republikanismus so wenig wie mit dem Sozialismus. Das gerade Gegenteil davon ist aber eingetreten. Daß die beste Politik für den Christen in Zeiten der Revolution und des Umsturzes die ist, „nichts zu machen“, wie schon der alte Baotse in ähnlichen Zeiten empfohlen hat, wird als Mangel an Vaterlandsliebe und als grenzenlose Borniertheit gebrandmarkt. Hat doch der „alte Philosoph“, oder sein Bildnis wenigstens, dafür von dem berühmten Reformen Kang Yu Wat öffentlich eine Ohrfeige sich gefallen lassen müssen mit den Worten: „Nimm das für deine armselige Mo-Wei-Doktrin, d. i. die Lehre vom Nichtsmachen, womit du China ins Unglück gestürzt hast.“ Daß aber dieses „Nichtsmachen-wollen“ nicht ausschließt, daß man als Staatsbürger nicht nur mit Treue seinen Pflichten nachkommt, sondern auch seine Rechte, soweit sich hierzu einfach und ohne Ostentation die Gelegenheit bietet, gebraucht, will man nicht sehen. Man sorgt sich lieber um seinen „weltgeschichtlichen Beruf“, möchte gern ins Große wirken und veräuert darüber die nächstliegenden Pflichten und Aufgaben. Dem befohlenen Kampf geht man feige aus dem Wege und kämpft dafür lieber einen, dem natürlichen Herzen zusagenden Scheinkampf und gibt diesen für den wahren und höchsten Kampf aus.

Zu lernen bleibt hier noch viel, nicht allein unseren Christen im allgemeinen, sondern auch unseren Gehülfen, den Predigern des Wortes. Römer 13 und 1. Petri 2, wo die Stellung zur Obrigkeit besprochen und, wie ich glaube, für alle Zeit festgelegt ist, wie die Haustafeln in 1. Petri 2 und im Kolosserbrief u. a. St., sind auch unseren Gehülfen noch lange nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn es mit diesen Vorschriften ein rechter Ernst ist, dem vergeht die Lust zum Raisonnieren, auch wenn Grund genug zur sozial-politischen Unzufriedenheit vorhanden ist. „Der Sinn muß tiefer in dich gehen, der Fuß muß unbeweglich stehen“, das ist es, was der Kirche Christi in China not tut. Der Hauptschaden in unseren Gemeinden ist die oberflächliche Auffassung und Erfassung des Christentums. Vom Sinn Christi, einer wahrhaft christlichen Gesinnung, haben wir in diesen Zeiten wenig wahrgenommen. Und trotz zunehmender Beschäftigung mit der Heiligen Schrift wächst ein Geschlecht heran, das sich Meister der Schrift dünkt, deren Fuß aber nichts weniger als unbeweglich im Worte steht. Ein ehemaliger Prediger des Evangeliums, in Deutschland ausgebildet, der jetzt mit der mit Bomben werfenden Revolutionspartei sympathisiert, sagte mir kürzlich, er habe früher auch meinen Standpunkt geteilt. Eingehendere „Beschäftigung mit dem Worte Gottes“ habe ihm aber gezeigt, daß die Dynastien der Ruin der Nationen seien. Sie seien das „Tier“ im Propheten Daniel und in der Offenbarung Johannis!

Beim Ausbau der Kirche werden wir also an eine tiefere Gründung der Schrift denken müssen, und u. a. auch eine gründliche Orientierung in Fragen, wie: Stellung des Christen zur Welt, Stellung des Christen zur Politik, u. a. m. herbeiführen müssen. Und in unseren Schulen werden wir auf Grund der gemachten Erfahrungen dem Problem der Disziplin erneute Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Freilich das Wort „Gehorsam“, zumal aus dem Munde eines Fremden kommend, wird dem republikanischen „Jung-China“ immer lästig bleiben. Gelänge es uns aber, die pädagogische Bedeutung des Gehorsams ihm klar zu machen, zu zeigen, daß freier Gehorsam nicht Sklaverei oder Unselbständigkeit, Schwachheit, Unmännlichkeit, oder etwas der Art ist, sondern Freiheit, Selbständigkeit, Sittlichkeit, Mut und Kraft, — dann hätten wir gewonnen Spiel. Der Weg dahin ist weit, aber es lohnt sich der Mühe ihn zu gehen.

Man kann nur mit Zittern an die Zukunft denken. Die Empörung dankt und lohnt nur mit Empörung. Es gibt in der Entwicklung der Völker eine Periode, in der das Wort „Freiheit“ genügt, um die Menge zu elektrisieren, ohne daß sie dabei weiß oder auch nur ahnt, was Freiheit sei. Sie folgt lediglich einem dunklen Drange und ist sich nicht bewußt, was sie mit ihrem Schreien nach Freiheit eigentlich will. So geht es jetzt China. Es wird aber eine Zeit kommen, wo die Besonnenen gegen die Freiheitsbestrebungen bis aufs Blut kämpfen werden, — um die Freiheit zu retten. Ein Missionar schreibt mir: „Mir macht das ganze Treiben jetzt einen so abstoßenden Eindruck, daß ich immer darum ringen muß, dies Volk trotz allem lieb zu behalten.“

Für den Familientisch.

Was bei den Sternen war.

Von Peter Kosegger.

Selbst der Naturforscher gibt es diesmal zu, was der Poet behauptet, daß nämlich im Waldlande die Sterne heller leuchten als sonstwo. Das macht die reine feuchte Luft, sagt der eine, der andere hingegen meint, der kindliche Glaube der Einsichtsbewohner sei Ursache, daß der Sternehimmel so hell und hold niederfunkle auf den weiten stillen Wald.

Hat doch mein Vater zu mir gesagt, als wir noch beisammen auf dem Holzbänkelein unter der Tanne gesessen:

„Du bist mein liebes Kind. Und jetzt schau zum Himmel hinauf, die Augen Gottes blicken auf uns herab.“

Er freilich, ich konnte mir's wohl denken, Einer, der auf des Menschen Haupt die Haare zählt, muß hunderttausend Augen haben. Nun war es aber schön zu sehen, wie mir der liebe Gott mit seinen Augen zublinzelte, als wollte er mir was zu verstehen geben; — ja, und ich konnte es doch um alles nicht erraten, was er meinte. — Ich nahm mir wohl vor, recht brav und folgsam zu sein, besonders bei Nacht, wenn Gott da oben seine hunderttausend Augen aufstut, und die guten Kinder zählt und die bösen sucht und recht scharf anschaut, auf daß er sie kennt am jüngsten Tage.

Ein andermal saß ich auf demselben Holzbänkelein unter der Tanne, an Seite meiner Mutter. Es war bereits späte Abendstunde, und die Mutter sagte zu mir:

„Du bist ein kleiner Mensch, und die kleinen Leute müssen jetzt schon in's Bett gehen, schau, es ist ja die finstere Nacht, und die Engel zünden schon die Lichter an, oben in unseres Herrgotts Haus.“

Mit solchen Worten ein Kind zur Ruhe bringen? Das war übel geplant.

„In unseres Herrgotts Haus die Lichter?“ fragte ich, sofort durchaus für den Gegenstand eingenommen.

„Freilich“, entgegnete die Mutter, „jetzt gehen alle Heiligen von der Kirche heim, und im Hause ist eine große Tafel, und da setzen sie sich zusammen und essen und trinken was, und die Englein fliegen geschwind herum und zünden alle Lichter an und den großen Kronleuchter an, der mitten hängt, und nachher laufen sie zu den Pfeifen und Geigen und machen Musik.“

„Musik?“ entgegnete ich, in die Anschauung des Bildes versunken. „Und der Wollzupfer-Michel, ist der auch dabei?“

Der Wollzupfer-Michel war ein alter blinder Mann gewesen, der bei uns Waldbauern das Gnadengrotten genossen und dafür zuweilen Schafwolle gezupft und gekraut hatte. Wenige Wochen vor diesem Abendgespräche war er gestorben.

„Ja Du“, versetzte die Mutter auf meine Frage, „der Wollzupfer-Michel, der sitzt ganz vorn bei unserem lieben Herrgott selber, und er ist hoch in Ehren gehalten von allen Heiligen, weil er auf der Welt so arm gewesen und so verachtet und im Elend hat leben müssen, und weil er doch alles so geduldig ertragen hat.“

„Wer gibt ihm denn beim Essen auf den Teller hinaus?“ war meine weitere Frage.

„Nu wer denn?“ meinte die Mutter, „das wird schon sein heiliger Schutzengel tun.“ Sogleich aber setzte sie bei: „Du Narrisch, der Michel braucht jetzt ja gar keine Behelfer mehr, im Himmel ist er ja nimmer blind; im Himmel sieht er seinen Vater und seine Mutter, die er auf der Welt niemals hat gesehen. Und er sieht den lieben Herrgott selber und unsere lieben Frauen und alle, und zu uns sieht er auch herab. Ja freilich, mit dem Michel hat's gar eine glückselige Wendung genommen, und hell singen und tanzen wird er bei der himmlischen Musik, weil der heilige David harfenspielen tut.“

„Tanzen?“ wiederholte ich und suchte mit meinen Augen das Firmament ab.

„Und jetzt, Bübel, geh schlafen!“ mahnte die Mutter. Wohl machte ich die Einwendung, daß sie im Himmel erst die Lichter angezündet hätten und also gewißlich auch noch nicht schlafen gingen; aber die Mutter versetzte mit entschiedenem Tone, im Himmel könnten sie machen, was sie wollten, und wenn ich

fein brav wäre und einmal in den Himmel käme, so könnte ich auch machen, was ich wollte.

Ging zu Bette und hörte in selbiger Nacht die lieben Englein singen. —

Wieder einmal saß ich mit der Ahne auf der hölzernen Bank unter den Tannen.

„Guck, mein Bübel“, sagte sie, gegen das funkelnde Firmament weisend, „dort über das Hausdach hin, das ist dein Stern.“

Ein helles, flimmerndes Sternchen stand oft und auch heute wieder über dem Giebel des Hauses, aber daß selbes mein Eigentum wäre, hörte ich nun von der Ahne das erste Mal.

„Freilich“, belehrte sie weiter, „jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern, daß ist sein Glückstern oder sein Unglückstern. Und wenn ein Mensch stirbt, so fällt sein Stern vom Himmel.“

Todeserschrocken war ich, als gerade in diesem Augenblicke vor unseren Augen eine Sternschnuppe sank.

„Wer ist jetzt gestorben?“ fragte ich, während ich sogleich schaute, ob mein Sternchen wohl noch über dem Dachgiebel stehe.

„Kind“, sagte die alte Ahne, „die Welt ist weit, und hätten wir nur Ohren dazu, wir täten Tag und Nacht nichts anderes hören als Totenglockenklingen.“

Focht mich dieweilen nicht an.

„Ahndl“, fragte ich; denn Kinder, die in ihrem Haupte soviel Raum für Vorstellungen und Eindrücke haben, sind unermüdlich im Fragen, „Ahndl, wo hast denn Du Deinen Stern?“

„Mein Kind“, antwortete sie, „der ist schon völlig im Auslöschen, den sieht man nimmer.“

„Und ist das ein Glückstern gewesen?“

Da schloß sie mich an ihre Brust und hauchte: „Wird wohl so sein, du herzlichster Enkel, wird wohl so sein!“

Ein alter Schuhmacher kam zuweilen in unser Haus, der redete wie ein Heide. Wir Menschen, meinte der alte Schuhmacher, kämen nach dem Tode weder in den Himmel, noch in die Hölle, sondern auf einen Stern, wo wir so wie auf dieser Welt wieder geboren würden und je nach Umständen weiter lebten.

Das Narrischste aber sagte schon der Schulmeistersohn aus Grabenbach, der als Student einmal zu uns kam. Der schwätzte von Bären und Hunden und Wasserschlängen, die da oben am Himmel herumliefen, und ein Widder und ein Walfisch sei auch dabei; und gar eine Jungfrau wollte er durch seine Augengläser gesehen haben. Dieser Schulmeistersohn war schuld daran, daß mich mein Vater nicht studieren lassen wollte.

„Wenn sie solche Narrheiten lernen in der Stadt“, sagte mein Vater, „daß sie auf unseres Herrgotts goldnem Firmament lauter wilde Tiere sehen, nachher hab' ich genug davon. Mein Bub, der bleibt daheim.“

Eine junge Magd hatten wir im Hause; die war geistlich, die hat einmal was gesagt, was mir heute noch das Herz warm macht. Sie hatte es sicherlich von ihrem alten Ziehvater, der so ein Waldgrübler gewesen war. Der Mann hat etwas wunderbares in seinem Kopf gehabt; er wäre gern Priester geworden, aber blutarm, wie er war, sind ihm alle Wege dazu verlegt gewesen. Da wurde er Kohlenbrenner. Ich habe den Alten oft heimlich belauscht, wenn er auf seinem Kohlenmeiler stand und Messe las, oder wenn er den Vögeln des Waldes vorbetete wie vorerinst der heilige Franziskus in der Wüste. Von diesem Manne mag unsere junge Magd das seltsame Wort gehört haben.

„Der Sternenhimmel da oben“, sagte sie einmal, „das ist ein großmächtiger Liebesbrief mit goldenen und silbernen Buchstaben. Fürs erste hat ihn der liebe Herrgott den Menschen geschrieben, daß sie doch nicht ganz auf ihn vergessen sollten. Fürs zweite schreiben ihn die Menschen für einander. Das ist so: Wenn zwei Leute die sich rechtschaffen lieb haben, weit auseinander müssen, so merken sie sich vorher einen hellen Stern, den sie beide von aller Fremde aus sehen können, und auf dem ihre Augen zusammenkommen. — Dasselbig funkelnde Ding dort,“

setzte die Maad leise und ein wenig zögernd bei, indem sie auf ein glühend Sternlein deutete, das hoch über dem Waldlande stand, „dasselbig Ding, das schaut zu dieser jetzigen Stund' auch der Hans an, der weit drin in Welschland ist bei den Soldaten. Ich weiß wohl, er wird nicht darauf vergessen, es glänzt wie der kein Stern so hell am Firmament.“

Eines Tages mußte ich am Waldrande spät abends noch die Kinder weiden, die tags über im Foché gegangen waren. Sonst war in solchen Stunden lieb Ahne bei mir, aber die war nun schon seit länger unwohl und mußte zuhause bleiben. Jedoch hatte sie mir versprochen, oftmals vor das Haus her auszutreten und den Hühnerpfiff zu tun, damit mir in der einsichtigen stillen Nacht nicht zu grauen beginne.

Ich stand zagend neben meinen beiden Kindern, die auf der taunassen Wiese eifrig grasten, aber ich hörte heute keinen jener lustigen Pfiffe, welche meine Ahne mittelst zweier Finger, die sie in den Mund legte, so vortrefflich zu machen verstand, gewöhnlich zu dem Zwecke, um die Hühner damit zusammenzulocken.

Das Haus lag still und traurig oben auf dem Berge. Von der tiefen Schlucht herauf hörte ich das Rieseln des Wasserleins, das ich sonst hier noch nie vernommen hatte. Hingegen schwiegen heute die Grillen ganz und gar. Ein Uhu krächte im Walde und erschreckte mich dermaßen, daß ich die Hörner des Kindes erhaschte und dieselben gar nicht mehr loslassen wollte.

Der Sternenhimmel hatte heute einen so heiligen Ernst; mir war, als hörte ich durch die große Stille das Saitenspiel des heiligen Sängers David klingen. — Siehe, da löste sich plötzlich ein Stern und fiel in einem scharfen Silberfaden, der gerade über unser Haus niederging, vom Himmel herab. —

Mir zuckte es heiß durchs Herz, mir blieb der Atem stehen. — Jetzt ist die Ahne gestorben! sagte ich endlich laut, das ist ihr Stern gewesen. Ich hub an zu schluchzen. Da hörte ich vom Hause her bereits des Vaters Stimme, ich sollte eilends heimzu treiben.

Bald jagte ich in den Hof ein. Das Haus war in allen Fenstern beleuchtet; ein Geräusch und Gepolter war, und Leute eilten hin und her nach allen Ecken und Winkeln.

„Geschwind, Peterle, geh her!“ rief es mir von der Tür aus zu, und das war die Stimme der Ahne. Ich lief in das Haus — was hab ich gehört? Kleinkindesgeschrei.

„Ein Bräderlein hast gekriegt,“ rief die Ahne, „das hat ein Engel vom Himmel gebracht!“

So war es. Mutter lag schon im Bette, und sie hielt das winzige Kindlein an der Brust.

Ein Engel vom Himmel! ja, ich habe ihn fliegen gesehen.

„Ahndl,“ sagte ich, „es ist nicht wahr, daß Sterne fallen, lauter Engel sind es, die mit kleinen Kindlein niederstiegen vom Himmel!“

Ich verharre bei diesem Glauben noch heute, da ich vor einer Wiege stehe, in die mir selbst ein liebes himmlisches Wunder gegeben ist.

Eine Urwaldsreise in Neu-Guinea.

(Von Miss. W. Diehl.)

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, eine Untersuchungsreise in die große Ramu-Ebene bis hin zum Ramu-Fluß zu unternehmen. Doch war immer etwas dazwischen gekommen, was die Reise verschob. Vor ungefähr 12 Jahren schon ist eine größere Expedition an dem Fluß gewesen, um Gold zu suchen. Man hat auch etwas von dem roten Metall gefunden, aber zu wenig, um die Sache weiter zu betreiben. Vor einigen Jahren ging wieder eine Expedition hinaus, um Guttapercha (Gummi) zu suchen. Von dieser Expedition wurden zwei schwarze Polizeisoldaten von den Eingeborenen jenseits des Ramu gesperrt. Obwohl man durch diese früheren Reisen manches von dem Ramu wußte, blieb man doch sehr im Ungewissen über die Bevölkerung der dortigen Gegend. Die Meinungen und Aussagen der verschiedenen Europäer widersprechen sich ganz und gar. Die einen wollten sehr viele, die anderen dagegen sehr wenige Dörfer und Eingeborene gesehen haben. Daß die Leute dieser Expeditionen oft wenig über die Bevölkerung wußten, läßt sich verstehen, wenn man bedenkt, daß sie nicht Menschen, sondern Gold und andere Dinge suchten, ja sogar den Dörfern und Eingeborenen möglichst aus dem Wege gingen. Meine Tour hatte dagegen das Ziel, Leute zu suchen

und wenn eben möglich, in freundliche Beziehungen zu ihnen zu treten. Leider hatte aber auch meine Tour nicht den von mir erwarteten Erfolg und zwar, weil es mir an den nötigen Führern fehlte.

Mit einigen unserer Kostschuljungen, die durchweg aus dem Hinterlande Bogadjims stammen und die mir schon auf früheren Touren als Dolmetscher wertvolle Dienste geleistet hatten, verließ ich am 12. Juli (1911) Bogadjim und erreichte abends das kleine Dörfchen Wagar, wo wir übernachteten. Von hier aus ging es am nächsten Morgen weiter und zwar immer an einem Fluß (Minjingi) entlang, meistens in Wasser wadend. Im Laufe des Vormittags traf ich mehrere Leute, die für einen Europäer, der in den Bergen Paradiesvögel schießt, Probiant holten. Leider konnte ich mich nur wenig mit den Leuten verständigen. Im Laufe des Nachmittags wurde das Bett des Minjingi recht steinig, was das Wandern sehr erschwerte. Gegen 4 Uhr kamen wir an eine Stelle, wo vor längerer Zeit ein Berggrusich flutgefundnen hatte. Die abgerutschte Stelle, beinahe die Hälfte des Berges, war noch nicht wieder bewachsen. Die herabfallenden Erd- und Steinmassen hatten das Tal angefüllt und dem Fluß den Weg gesperrt, so daß oberhalb der Stelle das ganze Tal unter Wasser gestanden haben muß. An den vielen abgestorbenen Bäumen und an der sandigen, zum Teil noch sumpfigen Talsohle ließ sich das noch sehr gut erkennen. Das ganze Flusstal oberhalb der Stelle muß wie ein großer langgestreckter See ausgesehen haben. Nach und nach haben sich dann die Wassermassen durch die Stein- und Erdmassen einen Weg gebahnt, was auch an den steilen, steinigen Ufern deutlich zu sehen war. Die ganze Gegend sah sehr romantisch aus. Hier traf ich zwei Europäer und blieb bei ihnen über Nacht. Beide waren mir schon bekannt. Der eine, Herr Strezinski, war früher Beamter der Neuguinea-Compagnie und jagte nun hier Paradiesvögel. Der andere, ein Herr Ullm, wollte weiter ins Innere, um Guttapercha zu suchen.

In der Nähe war ein kleines Eingeborenendorf namens Bobe. Mein Plan war, hier einen Führer mitzunehmen und dann quer über die Berge nach Raimbana, einem mir von früher bekannten Dorfe, zu marschieren. Mit Leuten von Raimbana wollte ich dann an den Ramu gehen. Aber es ging nach dem berühmten Thema: „1. Es kommt anders, 2. als man denkt.“ Es war durchaus kein Führer zu bekommen; die Leute fürchteten sich vor den anderen Gebirgsleuten, deren Dörfer wir auf dem Wege nach Raimbana hätten passieren müssen. Da nun auch Herr Ullm zum Ramu wollte, entschloß ich mich am anderen Morgen mit ihm zu ziehen, was ihm sehr erwünscht war. Nachdem wir nun zunächst einem Flußbett gefolgt waren, ging's bergauf, bis wir mittags die Höhe des Gebirges — 740 Meter — erstiegen hatten und vor uns die breite Ramu-Ebene liegen sahen. Ein prachtvolles Bild bot die Ebene mit dem hinter ihr liegenden, bis über 4000 Meter hohen Bismarckgebirge. Nach einem steilen Abstieg schlugen wir an einem munter plätschern den Gebirgsbach unser Nachtlager auf. Herr Ullm, der eigentlich den folgenden Tag noch hier bleiben wollte, um Vögel zu schießen, schloß sich mir aber doch an, und so erreichten wir am anderen Nachmittage den Ramu. Da am nächsten Tag (16. Juli) Sonntag war, blieben wir hier lagern. Ich hielt mit meinen Leuten und den Trägern des Herrn Ullm, die meist aus dem Gebiet der Neuendorelsauer Mission waren, Gottesdienst.

Am nächsten Morgen, Montag, den 17. Juli, trennten wir uns im Ramu-Flußbett, das hier besonders breit ist. Wegen der Trockenzeit fuhrte er augenblicklich wenig Wasser, das in vielen Rinneu ziemlich schnell dahin flog. In der Regenzeit, wenn das Wasser von den hohen Bergen herniederbraust und sich in den Ramu ergießt, muß er bedeutend breiter sein als der Rhein bei Köln. Zu passieren wäre er dann natürlich nicht. Während Herr Ullm nun den Fluß aufwärts zog und unseren Blicken bald entschwunden war, zog ich flussabwärts. In dem breiten, sandigen Flußbett ließ es sich zuerst ganz gut marschieren; doch verengte sich bald das Bett, und das Wasser wurde tiefer. Wir mußten am Ufer entlang gehen, was wegen des hohen, wilden Zuckerrohres wenig angenehm war.

Nachdem wir ca. 3 Stunden marschiert waren, sahen wir an einer Biegung des Flusses einen Mann, der aber sofort im nahen Wald verschwand, als er uns erblickte. Ein Mann, der sich uns im letzten Lager als Führer verpflichtet hatte und mitgegangen war, wußte in der Gegend nicht mehr Bescheid als wir, und so waren wir ganz auf uns selbst angewiesen. Doch wußten wir uns unter dem Schutze unseres treuen Gottes sicher und geborgen. Im Vertrauen auf ihn zogen wir dann auch getrost ohne einen ordentlichen Führer weiter. Gegen Mittag

bogen wir vom Fluß ab in den nahen Wald hinein und gelangten, einem schmalen Fußpfad folgend, in ein kleines Dorf, das nur 4 schlechte Hütten zählte. Leider war unser Warten im Dorf vergebens; kein Mensch ließ sich blicken. Etwas später trafen wir wieder 3 Hütten, aber auch hier keine Menschenseele. Von den in einem Hause befindlichen kleinen Hunden wollte sich unser Führer einen aneignen, was ich ihm aber ernstlich verbot. Nachdem wir wieder etwas weiter gegangen waren, hörten wir lautes Weinen, das immer näher kam. Wir blieben stehen, sahen eine Frau daher kommen und hinter ihr einen schimpfenden Mann, der sie wahrscheinlich geschlagen hatte. Als die Frau uns bemerkte, blieb sie stehen, starrte mich entsetzt an und ergriff dann eilig die Flucht, worauf auch der Mann schleunigst das Weite suchte, noch ehe wir es hindern konnten. Diese Gegend schien mir ziemlich bevölkert zu sein; denn wir passierten ein Dörfchen nach dem anderen. Aber alle waren leer. Nach einiger Zeit endete der Pfad, dem wir folgten, im Urwald. Wie nun weiter!? Während wir noch hin- und hersahen, wohin wir uns wenden sollten, wurde es hinter uns lebendig, und ungefähr 6 wüßt aussehende Männer kamen in unseren Gesichtskreis, die aber sofort Miene machten, zu entfliehen, als sie uns sahen. Endlich beruhigten sie sich und brachten uns auf meine Zeichensprache hin — sprechen konnten wir mit ihnen nicht — in ein kleines Dorf, wo wir übernachteten. Auf dem Wege dorthin waren wir noch an mehreren kleinen Dörfchen vorbeikommen, aber wieder, ohne Menschen zu sehen. Auch hatten uns die Leute immer weiter vom Ramu wegführen wollen, weshalb ich ihnen immer wieder mit Hilfe meines kleinen Taschekompasses die Richtung nach dem Ramu hatte angeben müssen.

In einer ärmlichen, offenen Hütte schlug ich mein Feldbett auf und schlief die Nacht recht gut, obwohl die Männer, zu denen sich am Abend noch einige andere gesellt hatten, beinahe die ganze Nacht, wie mir meine Jungen morgens erzählten, lebhaft schwärmten. Ueber was sie sich so lebhaft unterhalten hatten, hatte natürlich niemand verstanden. Mit einigen dieser Leute ging es dann morgens früh weiter und zwar zunächst durch hohes, nasses Gras, so daß wir beinahe bis an den Leib wie im Wasser marschierten. Auch hier passierten wir manche Dörfer, in denen aber auch wieder kein Mensch zu sehen war. Die Führer wollten gegen Mittag nicht weiter mit und gaben uns durch Zeichen und Gebärden zu verstehen, daß die vor uns liegende Gegend sehr unsicher sei.

(Schluß folgt.)

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

- Sonntag, den 9. Juni, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Garcia; abends 7 Uhr in Blumenau.
 Sonntag, den 16. Juni, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Belhatisse.
 Sonntag, den 23. Juni, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Blumenau.
 Sonntag, den 30. Juni, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Itoupava norte.
 Sonntag, den 7. Juli, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Gaspar alto, abends 7 Uhr Gottesdienst in Blumenau.

Pfarrer Liebhold.

Evang. Gemeinde Itoupava.

- Sonntag, den 2. Juni, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Massaranduba, Schule 58.
 Sonntag, den 9. Juni, Gottesdienst in Itoupava Rega, unt. Schule.
 Sonntag, den 16. Juni, Gottesdienst in Itoupava; nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.
 Sonntag, den 23. Juni, Gottesdienst und Feier des heiligen Abendmahls in der Telegraphenlinie.
 Sonntag, den 30. Juni, Gottesdienst in Itoupava Rega, mittlere Schule.
 Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Luiz Alves (Seraphim).
 Sonntag, den 14. Juli, Gottesdienst in Itoupava (Kirchweihfest), nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.
 Sonntag, den 21. Juli, Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden und Feier des heiligen Abendmahls in Massaranduba, Schule bei Witte.

Pfarrer Gabler.

Evang. Gemeinde Timbo.

- Sonntag, den 2. Juni, Gottesdienst in Beneditto-Novo (Morauer), Darnach Annahme der Konfirmanden.
 Sonntag, den 9. Juni, Gottesdienst in Rio Abda. Darnach Konfirmandenannahme.
 Sonntag, den 16. Juni, Gottesdienst in Santa Maria. Darnach Konfirmandenannahme und Beginn des Unterrichts.
 Sonntag, den 23. Juni, Gottesdienst in Carijos. Darnach Singen mit den nächsten Konfirmanden.
 Sonntag, den 30. Juni, Gottesdienst in Cedro Alto. Darnach Beginn des Konfirmandenunterrichts.
 Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Timbo. Darnach Singen mit den nächsten Konfirmanden. Nachmittags 3 Uhr Gottesdienst in der Obermulde.

Vom 25. Juni ab regelmäßig Dienstags Konfirmandenunterricht in Santa Maria und Beneditto-Novo, vom 5. Juli ab Freitags in Cedro Alto.

Pfarrer Krause.

Evang. Gemeinde Badensfurt.

- Sonntag, den 9. Juni, Gottesdienst in Itoupavazinha; nachmittags Jugendunterricht in Badensfurt.
 Sonntag, den 16. Juni, Gottesdienst in Fortaleza.
 Sonntag, den 23. Juni, Gottesdienst in Badensfurt, nachmittags Jugendunterricht.
 Sonntag, den 30. Juni, Gottesdienst in Alto Rio do Teste.
 Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Itoupavazinha, nachmittags Jugendunterricht in Badensfurt.
 Sonntag, den 14. Juli, Gottesdienst in Central Rio do Teste, Schule bei Koch.

Kadlach, Pfarrer.

Evang. Reisepredigt im Munizip Blumenau.

- Sonntag, den 2. Juni, Gottesdienst am Südborn, nachm. am Matador.
 Kadlach, Pfarrer.

Evang. Gemeinde Pommerode.

- Sonntag, den 2. Juni, Gottesdienst in Rib. Grande.
 Sonntag, den 9. Juni, Gottesdienst in Rio da Luz.
 Sonntag, den 16. Juni, Gottesdienst in Pommerode.
 Sonntag, den 23. Juni, Gottesdienst in Rio Serro.
 Sonntag, den 30. Juni, Gottesdienst in Central Rio do Teste.
 Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Rio da Luz.
 Sonntag, den 14. Juli, Gottesdienst in Pommerode.
 Sonntag, den 21. Juli, Gottesdienst in Obere Rega.
 Sonntag, den 28. Juli, Gottesdienst in Rio Serro.

Pfarrer Bürger.

Evang. Gemeinde Brusque.

- Sonntag, den 2. Juni, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 9. Juni, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 16. Juni, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 23. Juni, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 30. Juni, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Brusque.

Pfarrer Hobus.

Evang. Gemeinden S. Bento und Hansa.

- Sonntag, den 2. Juni, Gottesdienst in S. Bento und Bechelbronn.
 Sonntag, den 9. Juni, Gottesdienst in S. Bento und Wunderwaldstraße.
 Sonntag, den 16. Juni, Gottesdienst in S. Bento.
 Sonntag, den 30. Juni, Gottesdienst in S. Bento und Serrastrasse.
 Sonntag, den 23. Juni, Gottesdienst in Hansa.

Pfarrer Bornsteth.

Evang. Gemeinde Florianopolis.

- Sonntag, den 9. Juni, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 16. Juni, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 16. Juni, 10 Uhr, Gottesdienst in Balhoca.
 Sonntag, den 23. Juni, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 30. Juni, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro.

Pfarrer von Gehlen.

Verantwortlicher Schriftleiter: B. Mummelthay.

Druckerei des Urwaldsboten, Blumenau, Santa Catharina, Südbrafilien